

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Eine Beleidigung? Sie müssen mich völlig mißverstanden haben, wenn Sie es dafür nehmen können. Daß das Kind hier nicht bleiben kann, muß Ihnen doch einleuchten, denn dies Schloß wird hinfort eine Stätte des Grauens und des Abscheus sein für alle, die ihm nahe kommen. Von all dem Schrecklichen nicht zu reden, das der Fortgang der Unterjuchung mit sich bringen muß. Aller Voraussicht nach wird man ja nicht einmal die Grabesruhe meiner Schwester respektieren können. Soll Dietlinde vielleicht mit eigenen Augen sehen, daß man die irdische Hülle ihrer Mutter vom Kirchhof wegfährt, um sie auf den Seziertisch zu legen?“

„Sie wird davon so wenig sehen wie von irgend etwas anderem Schrecklichen — verlassen Sie sich darauf! Darüber aber, ob sie hier bleibt oder nicht, hat der Baron Bardeleben zu bestimmen, sonst niemand auf der Welt, und wenn der Wahnsinn verblendet oder rachsüchtiger Menschen in Wahrheit heraufbeschwören sollte, was Sie prophezeien, so werde ich ganz gewiß alle meine schwachen Kräfte dafür einsetzen, daß sie niemals in die Gewalt eines Mannes kommt, der mit vollem Bewußtsein ihr junges Leben zerstört und vergiftet hat. Solange man mir das Kind nicht gewaltsam entreißt, so lange werde ich es auch lehren, seinen Vater zu lieben und die zu verabscheuen, die in blindem Haß nach eines edlen und ritterlichen Mannes Verberben trachten.“

Margarete hatte das Zimmer längst verlassen, als auch Herbert Rasmussen, schwerer als sonst auf seinen Stock gestützt, die Tür hinter sich zuzog, um langsam über den Korridor und durch die dunkle Parkallee der abseits gelegenen Stelle zuzuschreiten, wo ihn sein Wagen erwartete.

### 21. Kapitel.

Die neunte Wendstunde war schon vorüber, als der Klang des Schlittengeläuts vor dem Herrenhause die Heimkehr des Schloßherrn ankündigte. Bardeleben sah nicht wesentlich anders aus, als seine Umgebung ihn seit Wochen kannte, und er erteilte, bevor er die Halle betrat, dem Amtschreiber in gewohnter Weise die auf den nächsten Tag bezüglichen Befehle.

Als ihm der Diener den Bescheid abnahm, fragte er: „Wissen Sie, ob Fräulein v. Ostrowski sich bereits zurückgezogen hat?“

Er erhielt den Bescheid, daß das gnädige Fräulein sich noch im Wohnzimmer befinde. Da fuhr er noch einmal mit beiden Händen durch seinen Bart und rechte sich auf, wie wenn er energisch eine schwere Müdigkeit abschütteln wollte, bevor er Jadwiga gegenübertrat.

Sie bemühte sich nicht, freundlich und heiter zu scheinen, als sie ihren Vetter die Schwelle überschreiten sah. Sie hatte seine Heimkehr nur abgewartet, weil sie in den endlos langen Stunden dieses peinvollen Tages zu dem festen Entschluß gelangt war, noch heute eine Aussprache herbeizuführen, die ihr Gewißheit verschaffte über das, was sie von der nächsten Zukunft zu erwarten hatte.

„Ich habe dir eine Mitteilung zu machen, liebe Jadwiga, und ich hoffe, du wirst mir verzeihen, wenn sie auf nichts anderes hinausgeht als auf eine Aufkündigung der Klein-Elbacher Gastfreundschaft.“

Sie richtete sich auf und sah ihm gespannt ins Gesicht. „Es müssen sich ja außerordentliche Dinge zugetragen haben, wenn du dich veranlaßt siehst, mir die Tür zu weisen.“

„Nun ja, man darf sie wohl außerordentlich nennen. Es ist die Vermutung aufgetaucht, daß Irma nicht an ihrer Krankheit, sondern durch — durch eine Vergiftung gestorben sei.“

Jadwiga schlug mit einem Ausschrei des Entsetzens die Hände zusammen. „Durch eine Vergiftung — sagst du? Aber du selbst, Harro — du selbst glaubst doch nicht daran?“

„Nachdem die Wissenschaft gesprochen hat, bleibt mir wohl kaum etwas anderes übrig, als daran zu glauben.“

„Aber wie soll denn das geschehen sein? Es könnte sich doch nur um einen unglücklichen Zufall handeln, um eine verdorbene Speise vielleicht oder —“

„Nein. Nach der Auffassung der Behörden handelt es sich entweder um Selbstmord oder um ein Verbrechen. Es sieht fast so aus, als ob man das letztere für das Wahrscheinlichere hielte.“

„Und von wem? Man müßte doch gegen irgend jemand Verdacht haben, um an eine so furchtbare Möglichkeit zu glauben!“

„Vielleicht hegt man solchen Verdacht in der Tat. Ich kann dir darüber keine Auskunft geben, denn man hat sich gegen mich nicht ganz rücksichtslos ausgesprochen. Jedenfalls aber werden die Tage, die den Bewohnern meines Hauses bevorstehen, nicht von der angenehmsten Art sein, und ich würde dir einen schlechten Beweis meiner Dankbarkeit geben, wenn ich nicht den Wunsch hätte, dir dies zu ersparen.“

„Ich verstehe nicht, Harro, was du damit meinst. Was sollte mir denn geschehen?“

„Dir persönlich natürlich nichts. Aber die Angelegenheit wird morgen im Munde der ganzen Umgebung sein, wenn sie es nicht schon heute ist. Jeder, der mit dem Schloß irgendwie im Zusammenhang steht, wird fortan zu einer Sehenswürdigkeit für die ganze Bevölkerung werden. Du würdest bei der Gelegenheit vielleicht erfahren müssen, daß es ein gar böses Ding ist, der Gegenstand einer sensationshungrigen Neugier zu sein.“

„Vergleichen kann man übersehen, und wo es sich nicht übersehen läßt, kann man es ignorieren.“

„Aber es könnten auch Dinge geschehen, die sich beim besten Willen nicht übersehen oder ignorieren lassen. Der

Apparat einer strafrechtlichen Untersuchung pflegt ebenso umständlich als rücksichtslos zu arbeiten. Zunächst wird man selbstverständlich durch eine nachträgliche Sektion festzustellen suchen, ob sich die Annahme eines gewaltigen Todes aus dem Leichenbefund erweisen läßt.

Jadwiga machte eine Gebärde des Entsetzens. „Welch gräßliche Vorstellung! Mußt du denn das gestatten?“

„Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben. Weßhalb sollte ich es denn auch zu hindern suchen? Habe ich nicht vor allen anderen ein Interesse daran, die Ursache von Jermas plötzlichem Tode festgestellt zu sehen?“

„Ja, wenn man es so betrachtet — schon. Aber das ist doch wohl auch alles, was man in der Sache tun kann?“

„Dafür möchte ich mich nicht verbürgen. Die Wege der Justiz sind unerforschlich und die Einsätze eines klugen Untersuchungsrichters unberechenbar. Man wird eine Menge von Verhören anstellen, wird Hausdurchsuchungen vornehmen, früher oder später vermutlich auch Verhaftungen —“

„Du denkst an eine bestimmte Persönlichkeit, Harro, wenn du von der Möglichkeit einer Verhaftung sprichst. Ich beschwöre dich, foltere mich nicht länger! Sage mir, an wen du dabei denkst.“

„Nun, dies Schicksal könnte doch ebensowohl mich treffen wie irgend einen anderen.“

„Harro!“ Sie sprang auf und eilte zu ihm hin, um ihre Hände auf seine Schultern zu legen und ihm mit flackerndem Blick ins Gesicht zu sehen. „Was auch geschehen mag — ich will alles, alles ertragen, wenn du mir jetzt schwören kannst, daß dein Gewissen rein ist, daß du keinen Anteil hast an Jermas Tod!“

Er hatte ohne ein Zucken der Lider ihren Blick ausgehalten, und nun huschte es um seine Mundwinkel fast wie ein Lächeln. „Sieh — sieh — auch du also!“ sagte er gelassen. „Vielleicht hältst du mich nicht erst seit heute für ihren Mörder?“

„Sprich das gräßliche Wort nicht aus, denn es macht mich verrückt. Nein, nein, ich glaube nicht daran — ich will und ich kann nicht daran glauben. Aber ich habe ein Recht zu verlangen, daß du mir hilfst, standhaft und stark zu bleiben. Warum willst du dich weigern, mir zu bestätigen, daß du ohne Schuld bist?“

„Aus einem sehr triftigen Grunde, liebe Jadwiga. Es wäre dir doch nicht damit gedient, wenn ich jetzt zu deiner Beruhigung einen Meineid leistete — nicht wahr?“

Erst stand sie regungslos, als vermöchte sie nicht auf der Stelle den Sinn seiner Erwiderung zu fassen. Dann ließ sie ihre Arme herabsinken und wick von ihm zurück. „Ich weiß nicht, was dich veranlaßt, mich so zu peinigen,“ sagte sie unsicher. „Oder soll dies vielleicht eine Probe sein, Harro? Wahrhaftig, es wäre ein abscheuliches Experiment!“

„Darum wirst du mir wohl auch glauben, daß es keines sein soll. Du hast eine Aufforderung an mich gerichtet, und ich habe dir erklärt, daß ich ihr nicht nachkommen kann. Das ist alles. — Du wirst mich darum, wie ich hoffe, ja noch nicht gleich für einen Giftmischer halten. Im übrigen mußt du versetzen, wenn ich nicht aufgelegt bin, dies Thema noch weiter zu erörtern. Innerhalb meines Familienkreises wenigstens möchte ich mit allen Verhören verschont bleiben.“

Jadwiga hatte ihm den Rücken gekehrt und sich in einen Sessel geworfen. Sie legte die Hände vor das Gesicht, und es schien, daß sie weinte.

Bardeleben sah eine Weile auf sie nieder, dann, ohne sich ihr zu nähern, sprach er weiter: „Es tut mir leid, daß dir unter meinem Dache so viel Ungemach widerfahren mußte, und ich mache mir bittere Vorwürfe, dich auf Klein-Elzbach festgehalten zu haben. Aber an dem, was einmal geschehen ist, läßt sich leider nichts mehr ändern. Hoffentlich wird es einer fröhlicheren Umgebung bald gelingen, die Eindrücke des hiesigen Aufenthalts aus deinem Herzen zu verweisen. Ich bitte dich, hinsichtlich deiner Abreise ganz nach deinem Belieben zu disponieren. Gute Nacht, Jadwiga!“

Da sie ihre Stellung nicht veränderte, ging er langsam zur Tür. Er hatte die Hand schon auf dem Drücker, als sie den Kopf erhob, um halbblau seinen Namen zu rufen.

Doch, als er ihr sein Gesicht zuwandte, machte sie, schwer aufatmend, eine müde abwehrende Handbewegung. „Nein, nein, geh! Es ist besser, wenn wir jetzt nicht weiter miteinander reden.“

Er erwiderte nichts, neigte nur wie in schweigender Zustimmung das Haupt, dann zog er leise die Tür hinter sich zu. Eine Stunde später brachte ihm der Diener in die Biblio-

thek ein schwarzgerändertes und mit schwarzem Siegelack verschlossenes Schreiben, auf dessen Umschlag Bardeleben die steilen Schriftzüge Jadwigas erkannte. Ohne das geringste Anzeichen ungeduldiger Spannung öffnete er, als der Diener hinaus war, mit dem Papiermesser den Umschlag, entfaltete langsam das Briefblatt und las: „Lieber Harro! Da ich ja nun weiß, daß Du mir darum nicht zürnst, mache ich von Deiner Erlaubnis Gebrauch und verlasse morgen früh Dein Haus. Der heutige Abend hat mir bewiesen, daß meine Nerden in der Tat den von Dir angekündigten Aufregungen nicht gewachsen sein würden. Und am Ende wäre durch mein Hiersein ja auch niemandem genützt. Von Berlin aus schreibe ich Dir ausführlich. Jetzt fühle ich mich dazu außerstande. Daß es besser ist, wenn wir uns unter den obwaltenden Umständen gegenseitig die Bein einer nochmaligen Begegnung ersparen, empfindest Du sicherlich ebenso lebhaft wie ich.“

In der Hoffnung auf ein Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen und mit den innigsten Wünschen für Dich und meine teure kleine Dietlinde bin ich in treuer Freundschaft Deine Jadwiga.“

Mit raschem Blick hatte Bardeleben den Abschiedsbrief seines schönen Gastes überflogen und legte ihn beiseite, ohne daß sich Schmerz oder Enttäuschung in seinem Gesicht gespiegelt hätten. Daß sie vor dem Verhängnis floh, dessen vorausgeworfene Schatten sie bereits über das Klein-Elbacher Herrenhaus fallen sah, bedeutete ihm nach allem, was er in diesen letzten Wochen von ihr gesehen, keine Ueberraschung mehr.

## 22. Kapitel.

Bardeleben vernahm ein leises Klopfen erst dann, als es zum dritten Male wiederholt worden war. Nun ließ er die Aufforderung zum Eintritt ergehen und warf zugleich einen verwunderten Blick auf die Schreibtischuhr. Es war kurz vor Mitternacht. Wer konnte um diese Stunde noch das Verlangen haben, ihn aufzusuchen?

Plötzlich sprang er in Ueberraschung und Erschrecken von seinem Schreibstisch auf. „Sie sind es, Fräulein Dithmar? Was ist geschehen? Dietlinde ist doch nicht krank?“

„Nein, Herr Baron, sie schläft sanft und ruhig. Aber als ich bei meiner Rückkehr von einem Gang durch den Park noch Licht in der Bibliothek sah, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, Sie noch heute um Gehör zu bitten.“

„Sie wissen, daß ich immer zu Ihrer Verfügung bin, Bitte, nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen in irgendetwas dienen?“

„Sie sollen mich nur anhören, Herr Baron, und Sie sollen — Sie sollen mir versprechen, mir nicht zu zürnen.“

„Das müßten ja ungeheuerliche Dinge sein, die mich dazu bewegen könnten.“

„Es ist sehr möglich, daß Ihnen ungeheuerlich scheint, was ich mir herausgenommen. Aber nun, da es geschehen ist, muß ich es wohl darauf ankommen lassen, Ihren Unwillen zu erregen. Ich habe mich in Dinge gemischt, um die ich mich wohl eigentlich nicht hätte kümmern dürfen. Aber ich habe es getan, weil ich nicht anders konnte.“

„Sie sehen mich in äußerster Spannung. Waren es Dinge, die mich betreffen, Fräulein Dithmar?“

„Ja — Sie und — und Ihre verstorbene Gemahlin.“ Er hatte sich erst jetzt wieder gesetzt, und nun gab er dem Schirm der Arbeitslampe einen Stoß, daß sein Gesicht plötzlich ganz im Schatten war. „Bitte — lassen Sie hören!“

„Sie werden sich erinnern, Herr Baron, daß die Nacht, in der Frau v. Bardeleben starb, die erste meines Aufenthalts auf Klein-Elzbach war.“

„Ich erinnere mich sehr gut.“

„Ich war damals von der Reise müde und schlief darum fester, als es sonst wohl der Fall ist. Aber mitten in der Nacht wachte ich doch auf. Und zwar von einem Schrei.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Funkentelegraphie im Kriege.

Zu den charakteristischen Episoden des Weltkrieges gehört auch der Kampf beider Parteien um die Funkstationen, über den gerade in den neuesten Tagen Nachrichten aus dem Stillen Ozean und der Südsee eingetroffen sind. Die Funkentelegraphie, die jüngste aller technischen Hilfsmittel im Krieg, hat ihre Feuerprobe erst vor 16 Jahren, im russisch-japanischen Kriege bestanden. Als man während des Vorerstausandes im Jahre 1900 Funkenapparate nach

China schaffte, erwiesen sich diese noch nicht als leistungsfähig. Doch schon vier Jahre später stand Port Arthur während seiner monatelangen Belagerung ununterbrochen mit dem russischen Konsulatsgebäude in Tschifu auf drahtlosem Wege in Verbindung. Andererseits konnten die Japaner mit ihrem von Kimura ausgearbeiteten Telefunken-System in ständigem Verkehr mit der Heimat bleiben. Die Vernichtung der russischen Flotte bei Tschuschima verdanken sie in erster Linie ihrer Funkentelegraphie, die einmal durch Auffangen russischer Meldungen die Ankunft der feindlichen Kriegsschiffe erkennen ließ und dann ein rechtzeitiges Zusammenziehen der eigenen Streitkräfte in der Meeresstraße von Tschuschima ermöglichte.

Auch Frankreich hat den Kriegswert der Funkentelegraphie schon praktisch erprobt. Während der Marokko-Expedition 1908 und 1911 wechselte die Station des Eiffelturmes täglich Telegramme mit den an der marokkanischen Küste liegenden Kriegsschiffen, deren Bordstationen dann die Meldungen an die fahrbaren Funkstationen weitergaben, die im Innern des Landes den kämpfenden Truppen folgten. Den entgegengesetzten Weg nahmen die für die französische Regierung bestimmten Telegramme. Aus den kritischen Tagen von Agadir sei daran erinnert, daß die deutsche Regierung durch die Station von Nauen — wenn auch auf dem Umwege über Teneriffa — in Verbindung mit dem kleinen „Banther“ an der marokkanischen Küste stand. Im italo-türkischen Krieg wären die italienischen Truppen nach dem Herschneiden des Kabels Tripolis-Malta ebenso wie die türkischen vom Mutterland abgeschnitten gewesen, wenn nicht die Kriegsschiffe mit ihren Funkstationen drahtlose Telegramme nach Italien vermittelt hätten. Erst später wurden die bis Pisa reichenden Stationen in Derna und Benghasi errichtet. Ebenso dürfte noch in Erinnerung sein, wie die heldenmütige Besatzung des belagerten Abdranopel lange Zeit mit Konstantinopel in drahtloser Verbindung stand.

Zur Nachrichtenvermittlung im eigenen Heer ist von Deutschland die Funkentelegraphie zuerst während des südafrikanischen Aufstandes erprobt worden, wo in dem dichten Buschgelände die einzelnen kämpfenden Abteilungen weder durch Patrouillen noch durch Heliotraphen eine Verbindung miteinander herstellen konnten. Dabei hat sich gezeigt, daß sie die mit dem Drahtkabel arbeitende Feldtelegraphie und Telephonie zwar niemals ersetzen, aber nachdrücklich ergänzen kann. Ehe die stinken Telegraphentruppen den „sprechenden Draht“ von Baum zu Baum ziehen, vermag der Funkentelegraphist kurze Befehle an die in vorderster Linie kämpfenden Truppen zu vermitteln, kann er über die Köpfe des Feindes hinweg mit einer antickenden befreundeten Armee in Verbindung treten und erfährt er aus der Luft von rekonozzierenden Lenkballons die Stellung des Gegners.

Ein besonderer Dienst ist der Funkentelegraphie während des Weltkrieges in den Kolonien zugefallen. Die drahtlose Verbindung unserer überseeischen Besitzungen mit dem Mutterlande ist zwar durch mächtige Stationen der Gegner gestört. Doch innerhalb der Kolonien spielt der elektrische Funke noch heute eine große Rolle; er hat zuerst die Nachricht vom Kriegsausbruch durch die Kolonien jagt, die Ansiedler gewarnt und die vereinzelt Militärstationen vorbereitet. So ist er von Dar-es-Salaam nach Ruansa am Südufer und Bulola am Westufer des Viktoriasees und dann wieder südlich nach Tabora, dem alten ostafrikanischen Handelszentrum, geeilt. Die Küstenstationen in Deutsch-Ostafrika, Kamerun, Südwestafrika, Kiautschau und auf unseren Südpolebestimmungen stehen ferner mit unseren stinken Kreuzern in Verbindung, erfahren von diesen deren jüngste Kaperefahrten und können sie vom Ausenthalt des Feindes unterrichten. Wenn es endlich zahlreichen deutschen Handelsschiffen beim plötzlichen Ausbruch des Krieges gelang, noch rechtzeitig einen neutralen Hafen anzulaufen, so ist auch dies ein Verdienst der deutschen Funkstationen.

### Kriegsweltreisen.

Die halbe Welt steht gegen uns in Waffen, wie Professor Pastrow jüngst gesagt hat. Das ist nicht etwa übertrieben: wenn man die Bevölkerung der uns feindlichen Staaten zusammenschätzt, kommt man wirklich zu diesem Ergebnisse. Veranschlagt man England mit 40 Millionen Einwohnern, seine Kolonien mit 400 Millionen, Rußland mit 140, Frankreich mit 40, seine Kolo-

nien mit 45, Japan mit 50 Millionen, Marokko mit 8, Belgien, Serbien, Montenegro und Monaco zusammen mit 10, so zählen unsere Feinde zusammen 733 Millionen. Im Durchschnitt aber dürften alle diese Zahlen etwas zu niedrig gegriffen sein, so daß sicherlich die Hälfte der Bevölkerung der Welt, diese mit anderthalb Milliarden Köpfen veranschlagt, gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn in Waffen steht. Fast man Europa allein ins Auge, so ist das Verhältnis hier noch ungünstiger. Europa hat über 400 Millionen Einwohner. Deutschland und Oesterreich-Ungarn kann man zusammen mit höchstens 120 Millionen ansehen, Frankreich, England, Belgien, das europäische Rußland, Serbien, Montenegro und Monaco zählen zusammen 160 Millionen, so daß die Volkszahl unserer Feinde die unsere um ein Drittel übertrifft, und die der neutralen Staaten etwa der von Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen gleicht. Von den Grenzen der in den Krieg verwickelten Länder stoßen auf deutsch-österreichisch-ungarischer Seite nur noch wenige an neutrale Staaten. Die Grenze zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn kommt natürlich nicht in Frage, da die beiden verbündeten Mächte durch den Krieg zu einer höheren Einheit geworden sind. Deutschland grenzt daher nur noch auf ganz kurzen Linien an Dänemark, Holland, Luxemburg und der Schweiz an neutrale Länder, Oesterreich-Ungarn an die Schweiz, Italien und Rumänien. Auch diese Grenzlinien sind ziemlich kurz.

Unter diesen Umständen wäre die Ausführung einer „neutralen Weltreise“ nicht so ganz einfach. Die Bewohner Englands freilich könnten ihre Weltumsegelung wie früher ausführen, ohne je andere Häfen zu berühren, als englische und andere Länder zu durchfahren, als englische Kolonialländer. Will man dagegen von Deutschland oder Oesterreich-Ungarn aus eine solche Weltreise ausführen, ohne bis zur Rückkehr eines der kriegsführenden Länder zu berühren, so stände zunächst der Weg durch die Schweiz, durch Italien, dann durch Griechenland und die Türkei oder von Oesterreich aus durch Rumänien, Bulgarien und die Türkei frei. Der Landweg nach Osten zu kann jedoch nicht weiter verfolgt werden, denn im Innern Asiens ist zwischen Rußland und Indien kein kriegsfreier Weg zum Durchschlüpfen. Man muß daher auf dem Landwege, bis zu einem der Häfen des persischen Meerbusens, etwa Maskat, reisen, dann von hier auf dem Seewege nach einem Hafen der holländischen Kolonien zwischen dem Indischen und dem Stillen Ozean gelangen, und wenn man ein Stüd Landreise einschalten will, kann man etwa Stam durchqueren, dann kann man in einem chinesischen Hafen landen, das Reich der Mitte durchreisen und sich von hier aus der neuen Welt zuwenden, falls man es nicht vorzieht, über eine der holländischen Besitzungen das Gebiet der nordamerikanischen Union bereits auf den Philippinen zu erreichen. Welchen Weg man gewählt hat, beide Teile der neuen Welt kann man jetzt zu Schiff erreichen, denn die vielen englischen und französischen Inseln der Südsee braucht man nicht zu beachten. Fährt man nach Nordamerika, so kann man die Vereinigten Staaten kreuzen und von da nach einem spanischen oder portugiesischen Hafen fahren, die Pyrenäenhalbinsel durchqueren und durch Italien heimkehren, oder sich gleich weiter nordwärts wendend, nach der skandinavischen Halbinsel fahren, um von da über dem Wege durch die Ostsee nach Deutschland und Oesterreich zurückzufahren. Hat man nach der Fahrt durch den Stillen Ozean einen südamerikanischen Hafen zum Ziel gewählt, so kann man das südamerikanische Festland fast beliebig durchqueren, ja man kann sogar durch Surinam hindurch, also zwischen Französisch- und Britisch-Guyana durch an die Nordküste gelangen und von da genau so Europa erreichen, wie von den Häfen der Ostküste der Vereinigten Staaten aus.

Während einer solchen Weltreise wäre man jedoch sehr häufig in unmittelbarer Nähe einer Besetzung der feindlichen kriegsführenden Staaten. Welcher Ort, so kann man fragen, liegt gegenwärtig am weitesten von den Kriegstaaten. Man wird sich wohl für das mittlere Südamerika entscheiden müssen, etwa einen Ort in der Gegend von Iquique, von wo aus bis zu Britisch-Guyana, den Falklandinseln und der Ducie-Insel, den nächsten englischen Besitzungen, ein ziemlich weiter Weg ist.

### Pariser Straßenszenen.

In dem von den reichen Leuten und von den Apachen verlassenen Paris haben sich die kleinen Leute wieder, so gut es geht, eingerichtet, und in den Winkeln und Gassen gewinnt das Leben, das auf den Boulevards einen so erregten und gespannt wartenden Eindruck macht, eine gewisse Gemütlichkeit zurück. Die fliegenden Händler treiben hier, wie Régis Signoux im „Figaro“ erzählt, einen schwunghaften Handel. An den geschlossenen Türen der Läden, an den fest verrammelten Fenstern verlassener Häuser, an jeder Straßenecke haben sich die Verkäufer von Ansichtspostkarten aufgestellt und richten hier wahre Kunstsalons ein. Mit ein paar Dugend Nadeln und im unerschütterlichen Gefühl ihrer Bedeutung heften sie da Bildchen an, patriotischen und humoristischen Inhalts. Jeder Tag bringt eine neue Eröffnung und ein neues neugieriges Publikum, das weniger kritisch und leichter zu bezaubern ist als die feinen Herrschaften in den Salons. Die Wiber mit vaterländischen Stoffen erfreuen mehr durch ihre Gesinnung als durch ihre

Ausführung; es sind zum großen Teil Abbildungen von Gemälden aus dem Luxembourgmuseum, die im großen hergestellt wurden und von denen das Blatt 3,50 Frs. kostete. Solche Preise kann der Händler dem kleinen Mann natürlich nicht abnehmen, und so ist er a) den schlauen Einfällen gekommen, die umfangreichen Photographien zu zerschneiden und in 12 verschiedenen Stücken zu verkaufen. Aus einem Bild macht er also ein Duzend Ansichtskarten, und nur wer das Duzend erwirbt, weiß genau, was das Werk vorstellt. Wer nur eine einzige Karte erwirbt, sieht sich einem lustigen Verzerrbild gegenüber; er erkennt etwa ein Stück von einem Karaffier und kann sich nun das Uebrige dazu denken. Mancher steht verwundert vor diesen merkwürdigen Karten und kauft immer mehr dazu, um endlich etwas Ganzes herauszubekommen. Nicht viel mehr Anspruch auf eigenen Wert als diese Ansichtspostkarten können die Landkarten erheben, die jeilgehalten werden. Die geographische Anschauung, die durch sie vermittelt wird, ist mehr als mangelhaft. Sie geben zumeist eine Vorstellung von ganz Europa für 5 Sous, und aus ihnen kann der Käufer wenigstens mit Befriedigung feststellen, daß Rußland groß ist. Mit solchen allgemeinen Eindrücken muß er sich begnügen, denn die einzelnen Grenzen, die aus irgendeinem alten Atlas in der Eile abgezeichnet und dann noch eiliger lithographiert wurden, machen auf Genauigkeit keinen Anspruch. Die Händler ziehen die dünnen Grenzlinien mit bunten Stiften stärker nach und machen sie dadurch nicht richtiger. Von Land zu Land ziehen sich nun dicke Striche wie die chinesische Mauer und man fragt sich, wie die Heere da durchkommen sollen. Die h u m o r i s t i s c h e n Werke geben wenigstens eine deutlichere Anschauung. Man versteht nicht, warum sie, die doch für Franzosen bestimmt sind, einen Geist atmen, der höchstens einem Deutschen gefallen könnte. Mit unsehbarer Gleichförmigkeit stellen sie einen „Bloupiou“ dar, der sein Bajonnet gegen einige Brezeln hebt, die ihm in einer etwas zu deutlichen und zu blutigen Weise den Rücken bearbeiten. Es muß auf die französischen Soldaten nicht gerade ermutigend wirken, wenn sie sich auf den vollstündlichsten Bildern derartig behandelt sehen, und Zeichnung wie Färbung sind dem Stoff in ihrer grellen Häßlichkeit durchaus entsprechend. Inmitten dieser wenig erfreulichen Bilder bleiben die Volkslieder der einzige Lichtblick, die mit ihrer Stimme und ihrer Geige oder Gitarre das Ohr für das entschädigen sollen, was das Auge erlitten. Musikalische Genüsse darf man da nicht erwarten, aber die Lebendigkeit und Gemütlichkeit dieser „Künstler der Gasse“ ist so groß, daß sie selbst die Polizeistellen entwaффnet. Gewöhnlich wird die letzte Ballade, der große Erfolg des Tages, der die neuesten Ereignisse im Vankelängerton schildert, von einer Dame gesungen, die Witz und Aussehen einer Löwenbändigerin hat. Die kleinen Arbeiterinnen, die Dienstmädchen und Hausfrauen, die den Zuhörerkreis bilden, sind hingerissen von der Würde, die die Verkäuferin der Chansons zeigt, und tief ergriffen von der Begeisterung, mit der die Amazone den Refrain in ein zitterndes Geflüster ausflügelnd läßt. Das Neueste sind die Kinder, die auf der Straße singen und von einem alten Wiedermann auf einer Violine begleitet werden, die ebenso wenig Stimme hat wie er selbst. Und ringsherum stehen die Mädchen und lernen den neuesten Text, den sie soeben gekauft haben, auswendig, und man hört ihr Gemurmel durch die hellen Stimmchen hindurch. Derbere Ware bringen die Sänger vom Montmartre, die sich durch die Arbeitslosigkeit sehr vermehrt haben. Die Gitarre, die ihnen den Ton angibt, in der Hand, singen sie mit einer Stimme, die die Wolken sprengt. Aber auch der Regen entmutigt sie nicht. Sie scherzen: „Wenn ich hier stehe, edle Herren und schöne Damen, so tue ich das nicht so, um mit meinem letzten Meisterwerk 10 Centimes zu verdienen, als um die schwere Artillerie der Deutschen runterzukriegen.“ Und das Volk lacht. Die kleinen Arbeiterinnen lauschen ihre letzten 2 Sous hervor, die eigentlich den Käse zum Mittagessen liefern sollten, und kaufen sich das „Ständchen für das Heer“ oder ein anderes Stück. Und dann machen sie sich an das Studium dieser Couplets. Aber die Chansons vom Montmartre sind viel schwerer zu erlernen als die Balladen.

### Vermischtes.

\* Bismarck und „einige“ Kanonen. Der General von Fing, der frühere Kommandant des Berliner Zeughauses, ein verdienstvoller Offizier, der im Kriege 1870 eines Armes beraubt wurde und der dann seine reichen militärischen Kenntnisse dazu verwandte, die herrliche Waffensammlung auszubauen, die wir im Berliner Zeughaus besitzen, wählte das folgende Geschichtchen vom kaiserlichen Bismarck zu erzählen. Bald nach dem Einzug der siegreichen Truppen in Berlin fragte eines Tages Bismarck den General von Fing: „Sagen Sie, lieber General, was verstehen Sie unter: einige? Einige sind doch wohl drei oder vier! Nicht wahr?“ — „Je nun, Excellenz, einige, das können wohl auch 5 bis 6 sein!“ meinte General von Fing. „Na schön,“ erwiderte Bismarck, „ich wollte nur vorher einmal Ihre Ansicht wissen. Seine Majestät sagte mir nämlich, ich sollte mir einige von den erbeuteten französischen Geschützen für meinen Park in Schönhausen geben lassen. Wollen Sie also die Güte haben, mir sechs Geschütze bereitzustellen!“ Das war eins jener diplomatischen

Kunststücken, die Bismarck eben auch in kleinen Dingen nicht verschmähte.

\* Der Stolz des Deutsch-Amerikaners. „Sieben- und fünfzig Nissen und Grobneffen von mir kämpfen alle in der deutschen Armee!“ So sprach Mr. David Fink von Gretna in Louisiana voll Stolz und Hochgefühl, und diese Tatsache hat ihn in Amerika zum großen Manne gemacht, von dem sich alle Welt erzählt. „Nur die Geburtsregister der Provinz, in der meine Familie lebt, können genau angeben, wie viel andere Verwandte von mir außerdem jetzt die Waffen für das Vaterland tragen,“ fuhr er fort, „ich stamme aus einer großen Familie, in der noch stets die Jungens in der Mehrzahl waren. Und alle haben sie gedient oder dienen noch im Heere, oder sind bereit, dem Ruf des Kaisers zu folgen, mit Ausnahme meiner Onkels, die schon zu alt sind.“ So kriegerisch ist der Geist in der Familie des Mr. Fink; er selbst aber, der sich zwar einen Deutschen nennt, jedoch schon seit seiner frühen Jugend in Amerika lebt, ist ein Mann des Friedens. „Nur ein Deutscher“, so verkündete er den aufwachenden Berichterstallern, „ein Mann, der geboren und aufgewachsen ist unter dem deutschen Militärgesetz, mit den Heroen von Eisen und dem kalten Blut, die man da bekommt, kann die Schrecken eines solchen Krieges aushalten. Im ganzen Kaiserreich aber strömen die Männer freudig unter die Fahnen und sind bereit, alles für den Kaiser und das Vaterland zu opfern.“

### Büchertisch.

— Wie die Kriegs-Chronik des „Daheim“ (Verlag von Behagen u. Masing, Wiesfeld und Leipzig) ihr Versprechen hält, in ihrer Gesamtheit eine zeitgeschichtliche Schilderung des Krieges zu geben, zeigen die soeben erschienenen Nummern 2 und 3. Generalgouverneur Freiherr v. d. Goltz, Graf Reventlow, Hanns und Fedor v. Bobeltz, Paul Oskar Böcker, Joh. Höffner, Prof. Dr. Ed. Seyd, Franz Servaes, Paul Rohrbach, Rolf Brandt und viele andere dahem und im Felde arbeiten mit gediegenen Aufsätzen an dem Unternehmen, das eine Fülle sorgfältig ausgewählter und wiedergegebener Bilder auch für das Auge höchst anziehend macht. Besondere Erwähnung verdienen die ausgezeichneten und aus persönlicher Kenntnis geschöpften Schilderungen, die unsern Führern im großen Kampf, in den vorliegenden Nummern Emmich, Prinz Heinrich, Kronprinz Rupprecht, Hindenburg und Kluck, zuteil werden. Die Kriegs-Chronik eignet sich ganz besonders auch zur Versendung an unsere Truppen ins Feld.

— „Der große Krieg“. Im Stiftungsverlage zu Potsdam beginnt soeben unter dem Titel: „Der Große Krieg“ eine fortlaufende Darstellung der Zeitereignisse in wöchentlichen Einzelheften zu erscheinen. Neben den schon bestehenden Wochenchroniken, von denen jede ihr eigenes Gepräge und Verdienst hat, dient sie zunächst der nationalen und kriegerischen Begeisterung, möchte aber über den bunten Fluß der Tagesnachrichten hinaus eine gewisse geschichtliche Klärung betreffs der Vorgänge, ihrer Ursachen und Zusammenhänge bieten, damit auch den leitenden vaterländischen und christlichen Zeitgedanken nachgehen und ihr inneres Verständnis erschließen. Besonders soll auch der vielfeitigen Liebestätigkeit und dem stillen Heldentum im Volke Aufmerksamkeit zugewendet werden. Der Heinertrag fließt voll den Zwecken der Kriegshilfe zu. Der Preis beträgt 10 Pfg. Das Ganze eignet sich also auch zur Massenverbreitung in Vereinen aller Art und ergibt einst, gebunden, eine zusammenhängende Rückschau auf die Weltumwende, die wir bewundernd miterleben.

### Rätsel.

Als träges Tier mit kaltem Blut  
 Haßt es mit „M“ in trüber Blut.  
 Mit „D“ ist es ein Nordgewehr;  
 Doch trifft du es mit „Str“,  
 So hüte dich: es ist gefährlich,  
 Und auch nichts weniger als ehrlich.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschiebrätsels in voriger Nr.:

- Hannover
- Abruzzen
- Baronne
- Kairo
- Florenz
- Ugram
- Lausitz
- Mailand
- Lissabon
- Ungarn
- Lokoten